Madleh [Fortsetzung]

Autor(en): **Senn, Carl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-572486

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Waffe der Sprache fordert Ueberlegensein über eigenes Empfinden, sonst wird aus der geschmeidigen Klinge eine grobe Schaufel, die im Schlamme wühlt.

Wer immer sich in seinen Worten meistert, steht hoch über dem schimpfenden Kriegsvolk und dem lästernden Pöbel, und wer seine Gegnerschaft nie zur Feindschaft werden läßt, der bleibt im Kriege für den Frieden gerüstet.

6. Meine Hände

Ich wollte, meine rechte Hand
Gehörte Frankreich und Engelland
Und daß doch bliebe die linke Hand
Deutschland und Wienertum anverwandt.
Dann würde ich beide naherücken
Und Hand an Hand behutsam drücken,
Bis sich die Hände fest umfassen
Und nicht mehr von einander lassen,
Eh' alle Finger voll Vertrauen —
Und dann begännen die Hände zu bauen!

Felix Beran, Zürich.

Madleh.

Novelle von Carl Senn, Basel.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung).

Madleh hatte sich hastig erhoben, als wollte es einem schnellen Einfall Folge geben. Doch ratlos setzte es sich wieder. Willem mußte den Weg finden! Sie hatten so viele Jahre gewartet auf ihr Glück: wie still und bescheiden es auch wäre, sie wollten es dankbar und froh herbergen... Aber wenn es keines mehr für sie gäbe und ... und er dennoch käme und sie dann gleichwohl miteinander leben sollten... „Nein!" Madleh keuchte es heiser, und der kalte Schweiß brach hervor. In die welken Züge seines gelben Gesichtes schlich ein leises Härmen ein, an das es sich mehr und mehr verlor. Draußen glänzte silbern der Schnee, warf den blendenden Widerschein durch das Fenster und umfloß die eckige Gestalt der alten Braut, die des Bräutigams wartete in kummerschwüler Sehnsucht. Es konnte und durfte nicht sein! Was bisher gezwungenermaßen sein Lebenszweck hatte sein müssen, das wollte Madleh um keinen Preis für den vollen Inhalt seines Daseins hinnehmen. War auch das bisher unter Verzicht auf alles, was seine jungen Jahre hätten fordern dürfen, Gelebte zum endlichen Abschluß gelangt, so wollte es nun doch nicht von den kommenden Tagen aus bloß immerfort eine Rückschau halten auf das Vollbrachte und in einer sonderlichen Leistung für sein Entbehren und Kämpfen sich einen Ersatz vorzutäuschen suchen. Nein, es brannte vielmehr, von der bösen Vergangenheit erlöst, an der Stelle nochmals zu beginnen, wo sein Leben in ungewöhnliche Bahnen hineingewiesen worden war. So allein war ihm ja auch nur möglich geworden, das zu vollbringen, was es begonnen, als in seiner Seele eine Hoffnung aufzudämmern anfing. Dies war an jenem Tage gewesen, als das fremde Weib ins Haus getreten mit einem nur wenig Wochen alten Kindlein in den Armen. Um einen Platz hatte es gebeten zu kurzem Verweilen. Im Winkel, dem Fenster gegenüber hatte es sich niedergelassen, das Bündel, darein das Menschlein eingewickelt war, in den Schoß gelegt. Das sorgengefurchte Gesicht der Frau hatte blaß und schmal aus dem dunkeln Kopftuche hervorgeschaut, und zuckend und bang hatten zuweilen die großen Augen den Weg über die Berghöhe ermessen. Je länger sie hingesehen, desto unruhiger war sie geworden. Wie sich's in ihrem Schoße dann geregt, hatte sie sich liebreich über das Kindlein geneigt. Lange war sie in dieser

Stellung verharrt, und als sie wieder aufgeblickt, hatte aus ihren Augen ein warmes stilles Licht geleuchtet und ein zartes Rot ihre Züge durchsonnt. Als sie das Kindlein getränkt, war sie aufgebrochen. Dann hatte sie noch nach der Wegstrecke bis zu ihrem Wanderziel gefragt und gesprochen: „Dort wartet mein Mann, und wir dürfen rasten!“ Darauf war sie mutig weitergegangen. Madleh hatte ihr lange mit dem Blick folgen müssen, und wie sie wieder bei der Arbeit gesessen, hatte es ihr immer wieder im Ohr getönt: „Dort wartet mein Mann, und wir dürfen rasten!“ Wie sicher und geborgen das geklungen ... Und das kleine Menschlein, wie sein bloßer Anblick die Mutter gewandelt! Alle Sorgen und alles Bangen schien plötzlich völlig von ihr gewichen. Madleh hatte öfters das Rad anhalten und in den Winkel horchen müssen, von wo kurz zuvor noch das jauchzende Lallen des Kindleins erschollen war. In der Nacht aber hatte es keinen Schlaf finden können. Eine schmerzlich-selige Unrast war über das Mädchen gekommen, und laut und warm war ihm das Blut durch den Leib gepulst. In seinem Innern hatte es geklungen wie leises Rufen stammelnder Kinderlippen, so wonnig und wundersam, bis es aufschluchzend die Arme gebreitet zu heißem innigem Umfangen lebenbeglückender Kinderlein. In jener Nacht war ihm sein bisher unentdecktes Leben geboren worden und ein heiliges Muttersehnen in ihm erwacht. Von da an war es gewesen, als ob ein süßes Klingen durch seine Tage zitterte, das ihnen alles Qualvolle nahm, weil es nun nicht mehr in der Aufopferung für andere und in der freudlosen Arbeitsfron seine Bestimmung sah, sondern diese einmündend erkannte in ein jubelndes Glück, darin es sich selber fand.

Dieses Muttersehnen war von Stund an bei Madleh nicht wieder zum Verstummen gekommen, ja, es hatte dieses ihm gerade die Kraft gegeben zum Ertragen seines schweren Loses. Nur manchmal hatte es eine Unruhe befallen bei dem Gedanken, wie wohl die Erfüllung seiner Sehnsucht ihm widerfahren könnte ... Wie es darüber auch nachgesonnen, eine Möglichkeit zu entdecken, war ihm noch nie gelungen, und doch konnte es darüber nicht hoffnungslos werden. Das Rufen der leisen Stimmlein verstummte nicht. Das neue, hoffnungsgläubige Leben rang sich stets wieder über das alte, sorgenerfüllte empor. Auch der Groll gegen die Mutter, der ihm nicht mehr aus dem Herzen hatte weichen wollen, verlor darunter allmählich den Stachel ...

Dann einst, auf dem Heimweg von Hochfelden, hatte sich ein schon ältlicher hagerer Bursche zu ihm gesellt. Sein spärliches rotblondes Haar war ihm kranzartig unter der braunen Wollkappe herausgestanden, und aus seinem blatternarbigen Gesicht hatten die Bartstoppeln hervorgestochen. „Kehrst heim?“ hatte er schließlich gefragt, und als Madleh es bejaht, hinzugefügt: „Dann bist aber zeitig hinunter und hast nit lang gesäumt,“ worauf es erwidert: „Wenn eins das Verdienen so nötig hat wie ich, so lehrt's einen schon, die Zeit nit verplempern!“ Da hatte er aufgehorcht und gefragt: „Bist etwa das Lienertchristenmädchen?“ Und auf ihr zustimmendes Nicken war er stillgestanden und hatte mühsam nach Worten gesucht und endlich gesagt: „Bist ein Braves! Vor dir hab' ich einen Respekt. Viel haben sie schon von dir erzählt auf dem Sennhof, wie du ein Schaffiges und Gutes seiest!“

Bald hatte es dann das Wenige gewußt, das es von ihm zu berichten gab, wie er schon etliche Zeit beim Sennhofer diene, daß er noch einen Bruder habe, wie er sein Löhnlein zusammenlege, damit ihm vor den alten Tagen nicht zu bangen brauche und er einmal selber ein kleines Heimeli kaufen und umtreiben könne; denn das Knechten werde einem immer saurer, je mehr man in die Jahre komme, und dann habe man niemand, der für einen sorge. Ein paar Jährchen wolle er schon noch aushalten; über den Meister und die Meistersfrau sei nicht zu klagen, aber einmal möchte er doch unter sein eigen Dach und ... und ... Damit war er einsmals verstummt. Nach langem hatte er dann fortgefahren: „Wirst ja wohl wissen, was ich meine? Mit — mit einem Weib möcht' ich halt hausen, das mir schaffen hilft und sparen und mich gern hat ... Schau, ich glaub', der Herrgott selber hat's so eingerichtet, daß ich dich heut hab treffen müssen. Du wärst keine Leide. An

dich hab' ich schon manchmal dacht, wenn ich dich auch nicht gekannt hab'!"

Wie war dabei dem Madleh geworden, so schwül und selig! Für einige Augenblicke war es seiner Sinne nicht mehr mächtig gewesen, alles hatte im Kopfe zu wirbeln begonnen. Dann aber war es plötzlich still und klar in ihm drinnen geworden, als die Gewißheit kam: Er wird dir erfüllen helfen, wonach es immer in deinem Innern ruft. Er aber hatte ihr Stillschweigen anders gedeutet; denn er fuhr angstvoll fort: „Bin ja ein armer, aber gewiß ein rechter und schaffiger Bursch, darfst mir nachfragen, wo du willst und — ich hab' schon lang ein so großes Zutrauen zu dir, und jetzt, wo ich dich kenn', auch eine rechtschaffene Lieb ... Willst denn nit?" hatte er noch leise gefragt, und das Augenwasser war ihm dabei gekommen. Da hatte es sich nicht mehr halten können. Zu flennen hatte es begonnen und unter Schluchzen endlich gestammelt: „Doch — und wie gern! Aber ..."

Sie hatten dann alles miteinander beredet; wie sie zuwarten müßten, bis die Verhältnisse günstiger seien und wie sie einander treu bleiben und mutig in die Zukunft schauen wollten, auch wenn sie sich nicht oft sehen könnten, da der Sennhof über drei Stunden vom Steinrütiwiler entfernt lag. Als ihre Wege sich trennten, da waren sie bei der Kreuzung noch eine Weile stillgestanden, und wie sie sich zum Abschied die Hand gereicht und der Willem ihr noch gesagt mit einem kleinen Lächeln um die dünnen Lippen: „Hätt' heut morgen, weiß Gott, nit geglaubt, daß ich einen so schönen Tag erleben würd — den schönsten, den ich noch gehabt," da hatte auch Madleh so etwas empfunden, und fast jubelnd war es aus ihr hervorgebrochen: „B'hüet Gott, bis z'Martini!"

Siebzehn Jahre waren über jenen Martinitag hingegangen. Jahr um Jahr hatten sie sich getroffen in Hochfelden, mochte das Wetter noch so unfreundlich und rauh sein, das war für sie keine Abhaltung. Immer wieder hatten sie sich damit den Beweis der Treue gegeben. Nie war Murren oder Klage bei ihnen laut geworden, daß sie so lange warten mußten. Viel Schweres war indessen über Madleh gekommen, Fehljahre, Mißerfolge, Krankheit; aber es hatte mutig stets weiter gekämpft. Jedesmal, wenn es Willem wieder getroffen, war ihm alles, was es das Jahr über durchlebt, viel kleiner und geringer vorgekommen, als es ihm noch auf dem Herwege geschienen, und wenn es von den Kümmernissen und Sorgen der vielen Wochen erzählt hatte, war es hernach endgültig davon erlöst gewesen, und leichter und mutiger hatte es den Heimweg angetreten. Nur in den letzten Jahren war es stiller als sonst wieder den Berg hinaufgestiegen, stiller und sinnender. Warum, hatte es nicht ergründen können. Der Willem war doch gut zu ihm gewesen. In seiner Art hatte er die alte Teilnahme erwiesen: „Hab' noch Geduld, so lange! Das Schwerste liegt hinter dir; es geht zum Ende, und dann warten wir keinen Tag mehr!"

Schlaflos war es nach solcher Heimkehr immer auf dem Lager gelegen, in sich hineinlauschend, ob eigentlich das Muttersehnen drinnen verstummt, verklungen sei und darum sein Leben so still und tot? Mit angehaltenem Atem hatte es lauschen müssen, bis große schwere Tropfen ihm von der Stirne rannen und das Blut zu fluten begann durch seinen kühlen Leib. Stets war dann jeweils auch wieder die Erinnerung an jenes fremde Weib zurückgekehrt. Madleh sah wieder dessen Augen leuchten beim Anblick des Kindleins, sah wieder das sorgenvolle Antlitz durchsonnt und hörte, wie es gesprochen: „Dort wartet mein Mann, und wir dürfen rasten!" Immer quälender regte sich von da ab der Wunsch, endlich selber einmal Rast zu haben — stille, friedliche Rast! Und es drängte plötzlich wieder alles mächtig in schmerzvoller Sehnsucht hin zu dem, der diese geben sollte ...

Madleh hatte sich ganz an Erinnerungen verloren. Wie es nun aufschaute, gewahrte es drunten bei den Tannen einen, der sich mühsam durch den Schnee heraufarbeitete. Bei jedem Schritt sank er bis zu den Knieen ein. Den Kopf trug er tief zwischen die Schultern geduckt. Den langen Stock, auf den er sich stützte, setzte er, immer zuerst weit damit ausholend, vor sich hin, ehe er wieder von neuem bergan schritt. Oftmals hielt er stille und

wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Als Madleh den Herankommenden eine Weile betrachtet, fing sein Herz zumal laut und hart an zu pochen. Der Atem flog, und die Augen bohrten, weit geöffnet, durch die Scheiben. Wie sehr das scharfe Schauen auch schmerzte, es vermochte doch nicht den Blick wegzuwenden. Er haftete wie gebannt. Mit einem Mal erkannte es, daß sein gespanntes Aufmerken eigentlich weniger dem Ankömmling als der Furche galt, die jener durch die weiße Fläche zog. Es empfand plötzlich etwas wie Unmut und Schmerz darüber, daß seinetwillen das unberührte, flimmernde Schneefeld aufgewühlt wurde, und es begann unwillkürlich zu bedenken, ob es jenem die Türe seines Hüttchens sollte geöffnet halten, der die Furche zog. Warum ihm dieser Gedanke durchs Gehirn zuckte, konnte es lange nicht verstehen. Es erschien ihm töricht und lächerlich, solchem nachzuhängen. Schließlich blitzte es dem Mädchen auf: der, der den Hang heraufsteigt und die klaffende Wunde aufreißt, der wird fortan nun auch durch dein Leben gehen. Still und unberührt lag dieses da; denn sein Leben war erst jetzt freigegeben worden. Frei! Vorher hatte es nicht sein eigenes leben dürfen, hatte ein aufgezwungenes leben müssen. Nun aber durfte es fordern, wollen. Und Madleh wollte für sein eigen Leben Stille, Ruhe, Rast, damit die trübe Vergangenheit endlich versinken könnte, tief, tief hinab, in eine unergründliche Tiefe, die Vergangenheit mit allem, was sie barg, mit allem! Nicht mehr Kampf, der alle Kräfte forderte, sondern Ruhe, Frieden, stillen Frieden, in dem es einem süßen Glück entgegenträumen dürfte, Wochen und Monate lang. Er, der diesem allem die Erfüllung bringen sollte, er war nun auf dem Weg zu ihm ... Daß er sie auch wirklich brächte, Herrgott im Himmel! Daß er doch taugte zu dem, wozu es ihm sein Leben anvertrauen wollte, und es dieses nicht Händen übergab, die nur zerstören und verwunden konnten! Es verengte dem Mädchen den Atem, und erschreckend fuhr es ihm durchs Herz.

IV.

Draußen auf dem Vorplatz stampfte Willem den Schnee von den Schuhen und löste die Schnüre, womit er die Hosen über den Schäften zusammengebunden hatte. Dann trappte er, die Türe öffnend, über den Strohbund, der vor der Schwelle lag, die Kälte am Eindringen zu hindern, in die tiefer gelegene Küche hinab. Madleh war hinausgegangen. Neben der rauchgeschwärzten Herdstatt stand sie. Sie hätte nicht weiterzugehen vermocht, so sehr wankten ihre Schritte. Sie hielt ihm die Rechte entgegengestreckt. Die Augen schauten groß und durchdringend auf ihn. Verhaltene Angst zitterte darin. „Willkommen, Willem!“ Ihre Stimme klang schwer und mühsam.

„Grüß Gott, Madleh,“ sagte er schnaufend. Dann nahm er langsam das Bündel vom Rücken und stellte es mit großer Umständlichkeit in eine Ecke. Hierauf erst ging er auf sie zu und reichte ihr die Hand. „So ... Jetzt wär' ich denn hier!“ Er blickte fragweis zu Madleh auf. Diese nickte nur.

„Müd wirst sein, vom Steigen,“ unterbrach sie nach einer Weile das Schweigen.

„Hundsmüd macht das Pfaden durch den tiefen Schnee!“ Er wischte mit dem Rockärmel den Schweiß von Stirne und Haaren.

„Komm herein!“ forderte sie ihn auf.

Etwas verlegen und zögernd schritt er durch die Tür. Dabei zog er den Kopf zwischen die Schultern, als trüge er Furcht, an die Balken zu stoßen. Unschlüssig blieb er stehen. Aus der dämmerdunkeln Küche tretend, blendete ihn der Schneeschein, der durchs Fenster fiel. Er zwinkerte mit den Augen, und dabei würgte er mühsam ein „Tag!“ herauf, und wie der Gruß unerwidert blieb, begann er sich in der Stube umzuschauen.

Madleh verstand ihn. „Bin ganz allein,“ erklärte sie. „Am Tag nach Lichtmeß ist die Mutter gestorben, und vorgestern, am Sonntag, hat man sie begraben.“ Es waren diese Worte ohne Schmerz gesagt. Sie schienen keinen Verlust zu erwähnen.

„So, so,“ kam nach einiger Zeit die langgedehnte Antwort, die kein Verwundern war, sondern nur die lässige Kundgabe auf das Gehörte. „Steinalt war sie ja,“ setzte er etwas grämlich hinzu.

„Fast zweiundachtzig," berichtete Madleh, indem es vom Wandbrett zwei Tassen herunterlangte und das Brot aus der Schublade nahm. Dann holte es aus dem Ofenrohr den warmgestellten Kaffee.

„Lang genug ist das auch für eine, die nur noch zur Last da war," meinte Willem, sich auf die Wandbank hinter dem Tisch niederlassend. Schon hatte er sein klobiges Sackmesser geöffnet und griff ohne Zaudern nach dem Brotlaib und schnitt sich sein Stück herunter. Wie er dann die Tasse vollgebrockt hatte, legte er seine Arme breit über den Tisch und begann gierig das Getränk zu schlürfen. Nach längerem Stillschweigen blickte er plötzlich auf Madleh, die ihm gegenüber saß, und stieß hervor: „Dich hat sie genug gequält, die Alte!" Es hörte sich an, als ob er einem lange gehegten Groll endlich Luft machen müßte.

„Das schon," bejahte diese. Ein leises Unbehagen fiel sie bei Willems Worten an. Sonst hatte er noch nie so zu ihr gesprochen. Sie suchte das störende Gefühl zu überwinden, indem sie fortfuhr: „Jetzt ist sie ja tot; das alles ist nun vorbei. Ich will die Jahre vergessen und nur in dem leben, was ist von heut an."

Ruhig hatte sie es gesagt und hielt dabei ernst den Blick auf ihn gerichtet. Ein wenig betroffen schaute er auf sie hin. Dabei stieg ein leichtes Erröten in sein fahles Gesicht. Seine Hand krabbelte linkisch über den Tisch und griff nach der ihren. „Bist halt ein Gutes, Madleh!" sprach er darauf. „Wollen nun auch brav zusammenhalten! Gelt?"

Sie nickte, und dabei schoß ihr das Wasser in die Augen, und ein glückliches Lächeln flog über ihr Gesicht. Stockend und doch wie unverhaltbar aus ihr heraufquellend kamen über ihre Lippen die Worte: „Will dir gwiß ein rechtes Weib sein, glaub' mir's, Willem; wenn du nur ein wenig Geduld mit mir haben willst!"

Da wischte auch er über die Augen, und in seliger Weinerlichkeit sprach er: „Hätt' meiner Seel keine Bessere finden können, als du bist, Madleh! Will mir auch alle Müh' geben, daß du's nie zu bereuen hast!"

Dann hingen sie, in die kommenden Tage träumend, wieder eine Weile ihren Gedanken nach, bis das Mädchen die Stille unterbrach: „In einer Stunde sollen wir beim Schullehrer sein zum Zusammengeben. Der Jägerjokeb und das Reckholdermeili sind Zeugen. Sie kommen nit herunter. In der Kammer kannst dich jetzt anziehen, nachher mach' ich mich fertig."

Madleh wurde plötzlich wieder geschäftig und ging ab und zu. Willem entfernte sich mit seinem Bündel und kam bald wieder in seinem abgeschabten Halbleingewand. Auch die braune Wollkappe hatte er bereits über die Ohren gezogen.

„Schad ist's fast mit den guten Hosen durch den Schnee," meinte er bedenklich, als Madleh ihm das gewürfelte Halstuch umband.

„Wir hängen sie dann gleich an den Ofen, wenn wir zurück sind," beschwichtigte diese. Dann ging sie selber zum Anziehen hinein. Auch sie konnte keinen Staat machen in ihrem grünlich schimmernden Gewand, das in den Nähten zerschlissen und vor Zeiten einmal mit ein paar tiefer farbenen Stoffresten aufgeputzt worden war. Aus einer Holzlade, die aus dem Eckschränkchen hervorgeholt wurde, nahm sie den vergilbten Myrtenkranz, den schon die Mutter getragen. Wie sie sich diesen ins Haar gesetzt, stach das Gesicht unter den großen tropfenförmigen Wachsbollen, die sich ihr in die Stirne legten, noch gelblicher als sonst hervor.

„Eine Hübsche bist aber noch," bewunderte sie Willem mit kargem Lächeln. Madleh band noch ein grobes schwarzes Wolltuch um. Dann gingen sie ...

Als sie zurückkehrten, dämmerte bereits der Abend. Der grelle Schein war aus der Stube gewichen, und ein heimeliges Halbdunkel dehnte sich in den Winkeln und unter den düstern Deckenbalken. Eine wohlige Wärme strahlte der Ofen aus. In den Dielen knisterte es leise. Das Pendel der Wanduhr blinzelte mit fahlen Glänzen, indem es träge seine kleine Bahn beschritt. Sie traten ein, einander bei der Hand gefaßt. Eine Weile hielten sie an der Türe unschlüssig stille, endlich ließen sie sich auf der Ofenbank nieder. Sie wußten sich nichts zu sagen; jedes meinte, was dem andern bedeutsam sein

könnte, sei bereits gesprochen. Sie waren das Zusammensein noch nicht gewohnt, doch empfanden sie das stumme Beieinander traulich. Es war etwas überaus Trautes, Geborgenes, eins so nahe dem andern, die Hände zusammengelegt, durch die es warm herüber- und hinüberrann, daß das Blut in den Adern leise zu wallen und die Herzen in wohliger Bedrängnis zu pochen anfingen. Als Willem, halb scheu, halb unbewußt den Arm um Madleh schlang, da erschauerte es selig, daß es die Augen schloß und sich fester an ihn schmiegte. Den Kopf lehnte es an seine Schulter; es schwanden ihm die Sinne, sodaß es ganz im Gefühle des Behütetseins versank. Die Dämmerung wob immer dichtere Hüllen vor die Scheiben. Die Finsternis wuchs stetig an und füllte, sich dehnend, die Kammer. Am wolkenlosen erdunkelten Himmel zogen die Sterne herauf und lockten ein seltsames Glimmen hervor aus dem körnigen Schnee. Ein Frösteln fuhr Willem durch den Leib, und das ließ Madleh aus seiner Selbstvergessenheit erwachen. Langsam hob es den Kopf von des Mannes Schulter, wo er die Zeit über geruht. Dabei glitten der beiden Hände auseinander; sie rückten von sich ab ...

„Muß nun wohl die Geißen melken, da ich jetzt hier doch der Meister bin," fing Willem an und lachte etwas laut und selbstbewußt. „Wieviel hast eigentlich, drei oder nur zwei?"

„Zwei. Das Futter für den Abend ist gerichtet," antwortete die Gefragte, und ihre Stimme hatte noch einen versonnenen Klang.

Während Willem draußen im Stalle war, kochte Madleh die Abendsuppe. Dabei wurde es einsmal inne, daß es den Brautkranz noch immer trug. Schnell ging es hinein in die Stube und löste ihn aus dem Haar. Dann fuhr es fort in der Küche zu hantieren. Als der Mann hereinkam, hob es gerade die Töpfe vom Feuer, die gesottenen Erdäpfel dampften bereits auf der Platte.

„Viel Milch geben die aber nicht!" meinte er. „Sie reicht ja kaum zum Kaffee!"

„Seit der Schnee liegt, haben sie fast ganz aufgehört." (Schluß folgt).

Tempelreinigung

Vor des Tempels innerstem Gelasse
Lärmt und tollt die feile Menge,
Macht dein Heiligtum zur ekeln Straße
Und zum Gassenlied die heil'gen Sänge.

Reichst mir schweigend, ob mir bleich die Lippe,
Deine Peitsche. Nun — ich muß es wagen:
Meines eignen Blutes feile Sippe
Soll der Wahrheit rotes Siegel tragen!

Nein, ich zucke nicht mehr mit den Wimpern,
Schweigen soll dies dreiste Jahrmarktkreischen,
Schweigen ihrer Wechslertische Klimpern,
Schweigen ihrer Bettlerhände Heischen.

Vor der Seele innerstem Gemache
Lausche nur die stillste Stille —
Und ihr heilig Schweigen wird einst Sprache
Deiner Gottheit königlicher Fülle.

Am Abend

Nun blaßt der Tag und reicht der Nacht
Die bleichen Hände, und das Tal
Verdunkelt müd. Kein Licht erwacht,
Kein Laut, der sich aus Hütten stahl.

Nur von den Höhen bebt ein Ton,
Die hohe Schneewand zitternd schimmert,
Als such' in Nacht und dunkler Fron
Dort eine Seele, tief bekümmert.

William Wolfensberger, Fuldera.